

(Nachdruck verboten.)

51]

Die flucht.

Von R. Wagnowski.

20.

Die Stunden bis zur Abreise schienen den Eheleuten ein qualvolles, langsames Sterben. Sie gingen einem Etwas entgegen, das sie mit Furcht, Schmerz und Verzweiflung erfüllte, das, einmal geschehen, weder zu ändern noch gut zu machen war. Und doch zählten sie die Minuten, die sie noch von diesem Augenblicke trennten, denn die verworrene Last, die ihre Seele bedrückte, war noch tausendmal unerträglicher. Mechanisch trafen sie die Vorbereitungen zur Reise, indem sie kurze, leere Worte miteinander wechselten, hinter denen sich tiefes Leid und der ungeduldige Gedanke verbarg: „Ach, wenn's nur erst vorbei wäre!“

Eugenie geleitete ihren Mann an die Fähre. Sie gingen einen wohlbekannten Pfad entlang, zwischen aufblühendem Gebüsch, das voller Dufte und Wärme war. Die Sonne, die niedrig am Himmel stand, schien durch die Zweige. Das Tal murmelte schlaftrunken. Aus der Ferne schlug das neue, feinen Augenblick verstimmende Rauschen des mächtigen, erwachten Flusses an ihr Ohr. Endlich erblickten sie ihn; er war stahlgrau und gewölbt, wie der muskulöse Rücken eines Riesen, der eine übermäßige Last vor sich hinschiebt.

Eugenie blieb stehen.

„Höre, Artemy! Es sinkt niemand so tief, daß er sich nicht erheben könnte; es gibt keinen Fehltritt, der sich nicht föhnen und der sich nicht gutmachen ließe. . . Ich sehe wohl ein, daß etwas Abstoßendes darin liegt, mit Menschen, an die wir nicht heranreichen, auf kameradschaftlichem Fuße zu verkehren. Wir wollen den Genossen alles beichten und die Last — gemeinsam tragen.“

Sie sprach ruhig, ihre Augen waren trocken, aber ihre Stimme bebte und versagte fast. Arkanoff erhob den Kopf.

„Sie sprechen von Sühne? Ich bin mich keiner Schuld bewußt. Sind Sie so naiv oder wollen Sie mich ganz zugrunde richten? Sie sehen jetzt, wie leicht es ist, anderen Menschen gute Lehren zu geben, ihnen Tapferkeit und erhabene Gefühle zu predigen.“

Eugenie erblickte.

„Aberigens würde das zu nichts führen! Es wird doch alles beim alten bleiben. Ich fühle es,“ fügte er gepreßt hinzu. „Gehen wir weiter! Wir müssen uns trennen. Lebe und sei glücklich! Wenn es mir gelingt, mich zu retten, komme ich Dich holen, ohne die anderen! Der Fährmann ist gerade am Ufer und wird gleich abstoßen!“

Galka saß schon im Boot, aber er sah sie kommen und wartete. Sie nahmen hastig Abschied voneinander, denn die Gegenwart des Kosaken und einiger Eingeborenen, die am Ufer standen, legte ihnen ohnehin gefesselten Gefühlen noch mehr Zurückhaltung auf.

„Wie, Du bist jetzt auch Fährmann?“ fragte Arkanoff den Kosaken.

„Nein, aber der Zsprawnik haben mir befohlen, hier zu sitzen und über alles zu berichten. . . damit die Tataren nicht in der Stadt stehlen. . .“ fügte er diplomatisch hinzu.

„Und Du läßt Deine Frau allein zurück? Und fürchtest Dich nicht? . . . Sie ist die einzige unter Euch, und Ihr seid alle jung. Willst Du lange am anderen Ufer bleiben? Du gehst wohl zu Jan?“ schwakte Galka, indem er die Ruder hob.

Eugenie konnte die Antwort nicht mehr hören, denn sie wurde vom Plätschern des Wassers und dem Rauschen der Wellen übertönt. Langsam machte sie sich auf den Heimweg und sah, sich immer wieder umsehend, Arkanoff aus dem Boote steigen, das steile Ufer mit dem Bündel auf dem Rücken erklimmen und im Gebüsch verschwinden.

Und plötzlich überkam sie ein Gefühl, als senke sich ein wunderlicher, durchsichtiger Vorhang auf sie herab, der sie von der ganzen Welt absonderte. Selbst zwischen ihren Sohlen und dem Pfade, den sie verfolgte, fühlte sie einen

durchsichtigen, weichen Körper, der sie umfing wie die Luft und ihre Bewegungen unsicher machte. Sie nahm alle ihre Sinne zusammen und sah unverwandt zu Boden, um nicht zu fallen, aber auch die Zweige, die über den Weg hingen, und die Rufe, die aus der Ferne drangen, und die Dornen, die an ihrem Kleide zerrten, und die letzten Strahlen der Sonne, die sich hinter den Bergen verbarg, mußten beachtet werden. Es kam ihr vor, als sähen sie die Menschen, die ihr begegneten, ganz besonders an, als gewahrten sie das geheimnisvolle, wesenlose Leichentuch, das ihr nachschleppte, und ihr den Atem nahm. Sie sehnte sich danach, zu Hause zu sein, und das Gesicht in die Kissen zu drücken, um ihr Leid ausweinen zu können. Aber ihre Augen blieben trocken.

Das Grabesdämmerlicht der verödeten Zimmer, die Wahngebilde, die in ihrem Hirn entstanden, das Herzklopfen; das sie fast vor Schmerz aufschreien ließ, der Dämmerlicht des anbrechenden Abends, alles das scheuchte sie bald aus dem Hause und auf die Straße. Ziellos ging sie langsam vor sich hin, lauschte den immer leiser werdenden Stimmen und beobachtete, wie sich die Gebäude des Städtchens in lange Schatten hüllten und das Tageslicht immer bleicher wurde. Sie wunderte sich, alles so unverändert zu finden, während doch alles von heute ab so ganz anders geworden war, so erfüllt von einer ereignisreichen Vergangenheit. Sie wußte selbst nicht, wie sie an Alexandroffs Turte kam und die Türe mechanisch aufstieß. Dampfig hauchte das öde Haus sie an. Sie machte Feuer auf dem Herde, setzte sich daneben, und empfand jetzt erst mit grausamer Deutlichkeit, wie fürchtbar einsam sie war. Sie wollte nicht an die Vergangenheit denken, und ihr war, als hätte sie keine Zukunft mehr. Sie saß auf dem Schemel, den Blick auf die Flammen geheftet, und in der Turte huschten die Erinnerungen umher, die sie tapfer zu bannen suchte. O! In diesen Furten, in der ganzen Stadt, in der ganzen Welt war ihr nichts geblieben, nichts, als Sehnsucht und Schatten! Und so mußte es ihr Leben lang bleiben! Nein, es ist doch undenkbar, daß sie so herzlos dagelassen werden könnte! Sie kennt sie doch, sie ist überzeugt, daß sie umkehren werden, daß sie jetzt überall nach ihr suchen. Sie muß sie sehen, und wäre es nur, um Abschied von ihnen zu nehmen. Weshalb ist sie eigentlich so hart bestraft worden? Was hat sie verschuldet? Ihre Schuld liegt darin, daß sie sich erlaubt hat, ihren persönlichen Gefühlen zu folgen, daß sie sich nach Glück gesehnt hat und ihrer Liebe bis ans Ende der Welt gefolgt ist, statt im Kampfe um die Freiheit und das Glück aller Menschen zu fallen. Ihre Schwäche und ihre Unerschrockenheit haben ihren Mann, haben sie selbst ins Verderben gestürzt. Jetzt wird sie das alles wieder gut machen. Sie wird die Abwesenheit der Genossen verheimlichen, wird die Polizei hintergehen, wird die segnen, die sie verlassen haben. Seid frei, seid gut, seid tapfer und maßlos wie früher. Jetzt muß sie nach Hause zurückkehren und die Spuren der Flucht verwischen. Sie verließ die Turte, aber plötzlich ging sie, statt die Richtung nach ihrer Wohnung einzuschlagen, an den Fluß. Von dem unwiderstehlichen Wunsche getrieben, sie alle noch einmal wiederzusehen, schritt sie immer schneller quer durch den Wald, an Wiesen vorbei, dem Vorprunze zu, an dem die Flüchtlinge vorbeikommen mußten. Je näher sie kam, desto schneller lief sie; sie sah weder nach rechts noch nach links, ließ ihren Tränen freien Lauf, schluchzte laut und drückte das Taschentuch an den Mund, um das Weinen zu ersticken. Endlich gelangte sie an den Rand des Vorprunzes, wo die Lärchen, den Wald verlassend, in einzelnen, dünnbesäten Reihen ans Wasser treten. Sie blieb an dem letzten Baume stehen, der sich dicht am Rande des Ufers zum Fluße hinabneigte. Zu ihren Füßen wälzte sich der graue Strom, auf dessen Wellen der rofige Abglanz des Abendrots und die leisen Schatten der ihn umrahmenden Wälder vorbeiglitten. Am anderen Ufer zeichnete die fahle Wand des Weidengebüsches eine perlgraue Fährte auf den fahlen Wasserspiegel, den ein dünner Lichtstreif vom Lande trennte. Hinter dem Weidengebüsch lugten die Berge hervor, in denen die Verbannten im verfloßenen Jahre umhergeirrt waren. Der Fluß trat aus dem Geäst und umbog weiter unten einen rotfarbenen, hohen, walddumkrönten, starren und düsteren Felsen. Alles schwieg, selbst die Vögel schliefen. In der Luft zitterte nur das leise Rauschen des Flusses.

„Vielleicht sind sie schon fort?“ dachte Eugenie. Nein, das ist unmöglich! Es ist noch zu früh. Artemij hat sie wohl kaum erreicht. Es ist undenkbar, daß sie auch ihn zurückgelassen hätten. Sie müssen gleich hier sein. Dann wird er endlich begreifen, wie furchtbar grausam er gewesen ist, und wird verlangen, daß sie mitkommt. Sie ist überzeugt, daß er seine Handlungsweise bitter bereut. Und wenn es anders sein sollte . . . Oder wenn er unterwegs, schon im Boote, seine Drohung ausführte? Wäre es nicht besser, das Schicksal nicht zu versuchen und dazubleiben. Mögen sie von dannen ziehen — sie, um weiterzukämpfen, er, um sich zu bessern. Ach, komme, was da wolle! Sie will sie nur noch einmal sehen . . .

Plötzlich stockte ihr Atem. Sie tauchten so leise und unerwartet vor der buschigen Biegung auf, daß sie ihrer erst gewahr wurde, als sie dicht unter ihr waren. Von regelmäßigen Rudererschlägen getrieben, schaukelte die „Königin“ anmutig und hoheitsvoll in der Mitte des Flusses. Niehorsti stand am Steuer, die anderen saßen an den Rudern. Sie sah die weißen Flecken ihrer Gesichter, die ihr zugekehrt waren, aber sie konnte die Züge nicht erkennen, denn sie waren zu weit entfernt. Das Boot trieb schnell, schon kamen sie an ihr vorüber. Tränen verdunkelten ihren Blick, sie hob ihr weißes Tuch und schwenkte es ihnen zum Abschied entgegen.

Plötzlich wurden die Ruderschläge eingestellt, das Boot stoppte und drehte sich der Strömung entgegen. Einen Augenblick später stieß ein Rachen ab und flog schnell wie eine Schwalbe dem Ufer zu.

„Wir wußten wohl, daß Ihr nicht hierbleiben würdet, daß irgend ein Mißverständnis vorliege,“ rief Krassuski bald darauf. „Kommen Sie schnell herunter!“

Eugenie suchte nach einem Abstieg und glitt ans Wasser hinab.

„Und wo ist Ihr Mann?“ fragte er, indem er ihr in den Rachen half.

„Wie, er ist nicht hier?“

„Nein, aber Sie müssen ruhig sitzen, sonst fallen wir beide ins Wasser,“ sagte er, indem er kräftig ruderte und das schwankende Schiffchen ins Gleichgewicht zu bringen suchte. „Ihr Mann ist bei uns gewesen und hat gesagt, Ihr würdet nicht fahren, und ist fortgegangen.“

Wieder schwankte das Boot bedenklich.

„Das Rahnfahren haben Sie nicht gelernt. Ein Glück, daß wir schon da sind.“

„Wo ist Arkanoff?“ fragten die Verbannten, indem sie Eugenie die Hände reichten.

Sie bestieg das Boot, sah sich noch einmal um, als wollte sie sich überzeugen, ob sie wirklich die Wahrheit sagten, und glitt auf den Boden des Schiffes nieder.

„Fahrt zu! Fahrt zu!“ rief Jan, „wir werden später erfahren, was das heißen soll! Hier geht's nicht, hier sind die Ufer bewohnt. Hört, wie sich die Hirten im Gebüsch anrufen.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Musikleben.

Nun sind zwei ernst zu nehmende Operntheater auf hiesigem Boden im besten Gange. Sie ergänzen das, was die Musikfreunde vorher nur vom alten Opernhause genossen haben, und übertreffen dieses weitaus durch die Frische ihrer Wirksamkeit. Ganz auf ihr eigenes Auskommen gestellt, ringen sie gegen eine hoch subventionierte, durch Monopole auf die gewichtigeren, modernen Opern und durch alte Tradition geförderte Bühne. Dem Publikum kommen sie unvergleichlich besser entgegen. Ehre diesen Anstrengungen, auch wenn der Erfolg nicht immer ganz glatt ist!

Das eine, das Theater des Westens, sucht seine Bedeutung mit Vorliebe im Wiederaufnehmen von Werken leichter Art, die sich vor einiger Zeit bewährt haben. So belamen wir dort am neulichen Sonnabend ein „Vaudeville“: „Die Kleinen Lämmer“ zu hören. Der Komponist, Louis Varney (geb. 1850), und sein Vater P. J. A. Varney (gest. 1879) sind fruchtbar Arbeiter für die Pariser Operette. „Vaudeville“ entspricht unserem „Singspiel“ und geht auf „Strafengefänge“ zurück, die im 17. Jahrhundert ein besonderes Gegenstück zu der ersten Musik, der „großen Oper“, waren. Dann wurden sie zu Hauptbestandteilen leichter Bühnenerwerke. Dadurch hat die musikalische Lyrik, speziell die einschmeichelnde Melodie, womöglich mit idyllischer Stimmung, den Hauptcharakter dieser Gattung bestimmt. So ist es auch diesmal. Nichts von den Aufbauschungen der

heutigen Operette. Harmlos alles: am meisten das Orchester mit seiner fast fortwährenden Bescheidenheit des Markierens von Harmonie zu lieblichen Melodien und mit seinem kleinen, aber stimmungsvollen Klangfarbenpiel. Anders kam es im Zwischenstück vor dem zweiten der beiden Akte durch ein eingelegtes Orchesterpiel von Moriz Roszkowski: „Introduction und Kolobdetanz aus dem Ballett „Laurin“. — Die Darstellung des Ganzen, dessen Fabel die Erlösung eines in Unwissenheit gehaltenen Mädchenpensionates durch eindringende gute Jungen ist, war vor allem in der Regie und Ausstattung sachgemäß. Von neueren Kräften neben den längst bekannten nennen wir rühmend an relativ erster Stelle den Tenor Christian Hansen und den Bariton Arthur Below; dann die Sopranistin Paula Linda und die Altistin Luddy Gaston.

Das andere von jenen beiden Opernhäusern, das National-Theater, strebt etwas höher und bemüht sich vorerst nach möglichst reifen Leistungen von etwas strengerer Art, zumal auf gefangentechnischem Gebiete. So lernten wir neulich in „Figaros Hochzeit“ mehrere tüchtige Kräfte kennen. Wenn wir da zuvörderst Astorid Louis (als Gräfin) erwähnen, so wollen wir damit sagen, daß durch ihren anfänglichen Mißerfolg hindurch, den starke Befangenheit verschuldete, ein weit höheres Können zu merken war. In Ludwig Mantler (als Figaro) besitzt die Bühne einen Bariton von reichem Gesangsansdruck, in Bella Allen (als Susanne) eine besonders schauspielerisch hervorragende, in Alma Saccur (als Cherubin) eine herrlich noch fortschreitende Opernsoubrette, in Franz Kohn (Bartolo) einen Vertreter heiterer Bass, in Fritz Birren-Loben (Basilio) einen recht guten Vertreter heiterer Tenorpartien; auch Karl Stark (Gärtner) sei genannt. Ein uns bereits vertrauter Kapellmeister, Bertrand Sängler, half in gelungener Weise mit zur Einsicht, was alles Mozart gerade für unsere Zeit bedeutet. — Noch müssen wir Mary Stöller nennen, die wir am Theater des Westens kennen lernten, und die von da aus auch am National-Theater gastierte. Sie macht ihre Koloraturen gut, sollte jedoch namentlich durch ein höher entwickeltes Spiel für einen günstigeren Eindruck sorgen. Gleichzeitig mit jenem neuen Vaudeville gastierte im anderen Hause der uns bereits bekannte, italienische Tenor Alessandro Bonci; er soll etwas weniger Zulauf als der neulich erwähnte Caruso gehabt haben, ihm an Robustheit nachstehen und an Feinheit sogar etwas über sein.

Alle hiesigen Opernhäuser beginnen um halb acht Uhr. Von manchen Seiten wird dagegen geäußert, daß zahlreiche Besucher freilich erst um acht Uhr frei werden. Das ist allerdings richtig. Jedoch allen wird's niemals recht zu machen sein; und da fragt es sich, welche Gründe die allgemein gewichtigeren sind. Wir möchten die Direktionen bitten, beim-bleiben zu bleiben, und zwar aus hygienischen Gründen, also solchen, die höher stehen sollten, als sie gewöhnlich gestellt werden. Jede Viertelstunde, die uns von der Nachtruhe genommen wird, wirkt aufreibender als vieles andere, zumal eine Berliner Heimkehr vom Theater bereits eine an Quantität und Intensität beträchtliche Leistung ist. Und mit acht Uhr wird mancher schließlich auch nicht zufrieden sein. Gegen den tiefen Schaden unserer modernen, zumal städtischen Kultur, daß uns zu viel und zu vieles, namentlich allzu Verschobenartiges aufgebürdet wird, hilft eine Anpassung des Theateranfanges an den Abschluß anderer Tätigkeiten auch nicht. Im Gegenteil kann eine Unnachgiebigkeit eher zwingen, das eine dem anderen zu opfern und so nach Vereinfachung zu streben.

Jenes Zubiel belastet auch den Musikreferenten in recht fühlbarer Weise. Nicht die Ueberzahl der Konzerte soll uns klagen lassen. Dingelstedts Wort von der Oper als einem nötigen und von dem Konzert als einem unnötigen Uebel hilft mit zu einer kühlen Ruhe gegen Konzertbilletts. Ueberflüssig ist aber, trotz allen Ueberflusses, das Konzert doch nicht: denn es gewährt musikalischen Feinheiten, die im dramatischen Rahmen verkümmern, eine Freistätte. Allerdings liegt darin ein Sinn ausschließlich dann, wenn Produktion und Reproduktion auch wirklich von überlegener Feinheit sind; andernfalls wird Sinn Unsinn.

Was uns vielmehr in jener Weise klagen läßt, das ist die dem Berichterstatter unterkommene Fülle von interessanten Vorkängen auf musikalischem Gebiete, die doch zu wenig aktuelle Bedeutung besitzen, um im Augenblick eigene Berichte zu rechtfertigen. So hat sich uns z. B. seit Schluß der vorigen Saison zahlreiches Material angeammelt, das nach Beachtung drängt. Zwar der zweiten „Musikpädagogischen Kongress“, der vom 6. bis 8. d. M. hier tagte, ließen wir gleich ganz beiseite, nachdem wir uns im Vorjahre über diese Bestrebungen ausgesprochen haben. Was ein solcher Kongress wirklich Wertvolles bringt (und diesmal scheint auch derartige dabei gewesen zu sein), erfahren die, so dessen bedürfen, nachher bequemer und klarer.

Auch mit der Bedeutung des Ablebens von Personen geht es ähnlich. In diesem Sommer starb der bekannte Rückwärtsritter Eduard Hanslick. Es war nun besonders interessant, zu sehen, wie die zahlreichen Nekrologe sich bemüht haben, teils seine Stellung gegen Richard Wagner zu rechtfertigen oder auch zu verschleiern, teils sie als abschreckendes Beispiel u. dgl. zu kennzeichnen. Darüber gelangte kaum eine Stimme zu der Hauptfrage: daß nämlich Hanslick wohl ein brillanter Feuilletonschreiber war, sonst aber ganz einfach nicht an seine Sache herandrängte. Daß sich ein solcher Mann, den von früh an günstige Verbindungen auch sachlich fördern und dem Tausendfachen zugefendet wird, während 50 oder 60 Jahre eine Materialkenntnis erwirbt wie

kein anderer, macht noch nicht alles aus. Im Gegenteil: um so trauriger, wenn er darüber nicht hinauskommt. Das „Gut schreiben“ und „Biel kennen“ hat leider nicht in diesem einen Fall allein die Kunstkritik verderbt.

Der ehrlichen Festigkeit jedoch, mit welcher ein Mann wie jener seine Meinung unbeirrt von der des Tages hielt, möchten wir Seitenstücke für unsere Zeit wünschen. Der industrielle Fortschritt Deutschlands hat auch die Schläueheit erzeugt, die sich hütet, noch einmal solche Blamagen der Verleumdung zu machen, wie sie seinerzeit geschahen. Man schnuppert, wo der morgige Erfolg stecken mag und geht auf diesen in modernen Schlangelinien los. Das muß nicht einmal unehelich und nicht ohne Einsichtigkeit in die historische Sachlage geschehen. Die Zeitschrift „Die Musik“, herausgegeben von Bernhard Schuster, verlegt von Schuster und Löffler, versteht neben dem Effekt auch die Solidarität: Beiträge wie B. Altmanns „Zur Geschichte der königlichen preussischen Hofkapelle“ (in Band 12) zeigen es.

Die viele Personen und Leistungen und namentlich Arten von Leistungen daneben ganz einfach Parias bleiben, merkt der Aria nicht. Um so beachtenswerter wird alles, was „Retting“ u. dergl. ist. Von dem vor kurzem verstorbenen Komponisten und Musikkritiker Benno Horwitz (geb. 1855) werden am 23. d. Mts., mittags 12 Uhr, in der Singakademie zu seinem Gedächtnis Kompositionen aufgeführt, und der Ertrag des Konzertes soll wertvollen Manuskripten des Verstorbenen zum Drucke verhelfen. Und will niemand an den noch immer über's Grab hinaus verkannten Julius Zellner heran?

Die Jugend drängt nach. Natürlich kommen immer nur einige dazu, den Kampf um Beachtung überhaupt anfangen zu können. War es nur möglich, die anderen, die nicht einmal so weit kommen, mit fördernder Kritik zu beglücken! Der Kritiker ist immer zu dem Mißgriffe geneigt, das zu bevorzugen, was schon einigermaßen bevorzugt ist. Auch die sorgsam engste Auswahl kann dem nicht wesentlich entgegenwirken. W. M. A. Becker soll ganz oder größtenteils Autodidakt sein. Das reizte uns, sein Konzert vom 13. d. M. (Weethofenjaal) vor anderen zu bevorzugen. Sein Klavierspiel hat zum Teil das Forcierte von heute, gibt aber manche eindruckliche Gestaltung dazu. Sein Klavierkonzert, von ihm komponiert, bietet in modernen Formen viel frischen Zug und sonst eine Musik von Anno dazumal dar. Das ist kein Unrecht. Und daß diese Musik Beckers nun gerade nicht viel Gehalt besitzt, muß die Hoffnung auf Besseres von ihm nicht hemmen.

Aber nicht nur die Jugend, sondern auch weite Volkskreise drängen nach. Ein besonders glücklicher Griff in diesem Drängen war die Gründung des von uns bereits im Frühjahr erwähnten „Berliner Volkschores“ durch Dr. E. Zander. Wie eine Idylle mutet inmitten des Weltgetummels dieses hingebend selbstlose, durch die Sache selbst befriedigte Streben an. Und dabei scheint es sich nicht nur um gute Leute, sondern auch um gute Musikanten zu handeln. Am vergangenen Sonntag trat jene Vereinigung zum erstenmal vor die Öffentlichkeit. Nicht in einem der mehr vereins- als kunstmäßigen Säle des Ostens, sondern in der alten Singakademie (die übrigens endlich entsprechend umgebaut ist). Vorerst war es nur ein Solistenabend, und zwar Hugo Wolf gewidmet. Anfänglichen Bedenken gegenüber können wir jetzt offen zweierlei sagen. Erstens ist der Anfang einer solchen „musikalischen Erziehung“ mit einem spezifisch modernen Komponisten grundsätzlich mindestens ebenso berechtigt wie der mit einem älteren, zumal für erläuternde „Einführungsabende“ gesorgt ist. Nur bitten wir jetzt um eine folgerichtige Weiterführung des Experiments, d. h. um ein allmähliches Fortschreiten auf dem historischen Wege. Zweitens war jener Abend auch an sich gelungen. Lauter Rieder des einen Komponisten, von nur zwei trefflichen Sängern (Vetsch Schot und Ludwig Heß, Klavierbegleitung Richard Kurfisch) ohne Beiwert vorgetragen. Ist diese Einförmigkeit ein Extrem, so ist es doch jedenfalls ein besseres als das entgegengesetzte.

Chor- und weitere Solistenabende sollen folgen. Glück auf! Nur eines sei noch bedacht: die Gefahr, daß es den „Arbeitern“ bald ebenso gehen werde wie den „Bürgern“, die vor dem Uebermaß des Vielerlei nichts mehr ordentlich tun und genießen können. Von der grimmigsten Politik an bis zum harmlosesten Wiederabend wird sich vielleicht bald eine solche Mannigfaltigkeit von Volksbildung und Volkunterhaltung, von Sozialem und Artistischem, von Weisheit und Schönheit ausdehnen, daß eine neue Sklaverei herannaht: die der endlosen Verpflichtungen des modernen Kulturmenschen gegen Interessen, von denen eines das andere verschlingt. —

sz.

Kaiser Friedrich-Museum.

Ueber dieses gestern eröffnete Museum spricht im Oktober-Heft der Zeitschrift „Kunst und Künstler“ der Direktor des Museums Wilhelm Bode selbst. Er tut das mit einem etwas süßsauren Gesicht. Viel Freude über den neuen Bau, für den so viel Kapital zur Verfügung stand, merkt man aus den Worten nicht heraus. Vielmehr gleicht diese Auseinandersetzung einer Flucht in die Deffentlichkeit, einem Versuch der Rechtfertigung.

Das Museum wurde mit militärischem Gepränge eingeweiht, als wäre es ein Zeughaus, in dem Kanonen, Siegestrophäen und

Schlachtenpanoramen zu aller Gedächtnis und Ruh und Frommer aufgestapelt werden, und nicht eine Stätte stiller Kunst und menschlich reinen Strebens. Es ist nun einmal bei uns so und es scheint nicht anders denkbar. Bode wird sich nicht darüber freuen, und seine Krankheit wird ihm sehr gelegen kommen. Er soll auf eine Anfrage resigniert geantwortet haben — im Hinblick auf die vielen Einladungen, die an Leute ergingen, die nach seiner Meinung in keiner Beziehung zur Kunst standen —: er wüßte ja selbst noch nicht, ob für ihn noch ein Platz da wäre.

Es erscheint als einzig logisch, daß bei der Einweihung eines Gebäudes der Stand ausschließlich dominierend vertreten ist, dessen Leben in dem betreffenden Beruf aufgeht. Eine Kaserne möge das Militär einweihen. In ein Museum gehören nur die, die sich mit Kunst irgendwie beschäftigen. Und wenn auch in der Gegenwart nicht danach gehandelt wird, so thut es doch gut — um die Unbegreiflichkeit des Uebergewichts eines speziellen Berufs von vornherein auch von diesem Standpunkt aus einmal klarzustellen —, das erneut zu betonen. Die Museumsbeamte selbst über solche Dinge denken, kann man sich leicht selbst sagen. Zufriedener werden sie nicht werden. Und Bodes erwähneter Aufsatz ist nur eine Stimme dafür, allerdings eine öffentlich vernehmbar und, da er selbst Leiter des in Frage kommenden Baues ist, eine gewichtige.

So hört man allerlei Kerger aus den Zeilen heraus. Bode hat anscheinend nicht das schaffen können, was ihm vorschwebte. Allerdings hätte er dann lieber das Vollgewicht seines Ansehens und Namens in die Wagtschale werfen und auf weitere Mitarbeit verzichten sollen, anstatt nun so hinterher den Versuch zu machen, seine Hände in Unschuld zu waschen, wo für die Deffentlichkeit, die nicht eingeweiht ist, doch er der Verantwortliche ist und bleibt. In solchen Fällen heißt es eben, sich entscheiden.

Der genannte Aufsatz ist betitelt: „Kunstsammlungen und Museumsbauten haben und drüben.“ Bode geht dabei von den amerikanischen Kunstsammlungen und Museen aus, die in absehbarer Zeit unsere gleichen Zwecken dienenden Gebäude, was Geschmack und Pracht der Ausstattung und vor allem Ueberflüssigkeit der Anordnung, praktische Einrichtung und Bequemlichkeit der Benutzung betrifft, übertreffen werden. Die Museen des Kontinents leiden alle unter dem Nachteil, daß sie zu einer Zeit entstanden sind, als die rechten Erfahrungen auf diesem Gebiete fehlten. Fast durchweg vor einem Jahrhundert entstanden, entsprechen sie nicht mehr den Anforderungen, die unsere Zeit jetzt an sie stellt. So sucht man überall die Uebelstände durch Fleißarbeit zu beseitigen, ohne an den Kern zu gelangen. Umbauten, Einbauten, andere Beleuchtung usw. Die Bilder hängen zu dicht nebeneinander und erdrücken sich. Selbst das Gute hält sich hier schwer.

Die jüngsten und meisten Museumsbauten hat Berlin aufzuweisen. Hier — sagt Bode — erwartet man also mit Recht die günstigste Lösung. Gleich darauf fährt er fort: Fast bei jedem Neubau ist aber hier die berechtigte Klage über schwere Mängel lauter geworden. Ein schöner Trost für die immensen Ausgaben, die solch ein Bau erfordert. Der erste Bau, Schinkels 1830 eröffnetes Museum (Altes Museum), sei noch die beste Lösung gewesen. Dem Neuen Museum erteilt Bode das Prädikat: in Lage und Form wie in Einrichtung der Räume — geradezu perfect. Ebenso geht es der Nationalgalerie. Immer ist zum großen Teil die unglückliche Lage auf der Museumsinsel daran schuld. Darum ging man bei den folgenden Bauten, dem Völkermuseum und Kunstgewerbe-Museum, von diesem Gelände einfach ab und erbaute sie im Westen der Stadt. Mittlerweile störte nun auch noch die Anlage der Stadtbahn, die quer über die Museumsinsel fährt. Das Völkermuseum sei zur Zeit ausreichend. Sehr schlecht kommt dagegen das Kunstgewerbemuseum weg, das als anspruchsvoller Prunkbau, der ohne Rücksicht auf die Sammlungen errichtet wurde, gekennzeichnet wird. Das Pergamon-Museum mußte wieder auf die Insel, aus Mangel an Raum nun schon dicht an die Bahn.

Schlummer noch sei es dem Kaiser Friedrich-Museum ergangen. Es war nur noch die Inselspitze frei. Aber der Bau sollte und mußte dahin. Zu beiden Seiten Wasser (für die kostbaren, alten Bilder, die sonst ängstlich gehütet werden, muß dieser Temperaturwechsel und die dauernde Nähe ausdünstenden Wassers sehr vorteilhaft sein) auf der dritten Seite die Bahn. Einen Monumentalbau — sagt Bode ironisch — an solcher Stelle kann man sich eigentlich nur als Preisaufgabe für Bauhülser denken. Und doch wurde es ein solcher. Ein Kompliment für Herrn Daurat Jhne. Und nun kommt eine ganze Reihe von Stoßseufzern: immerzu wurde das Programm der Aufstellung höheren Orts geändert. Das Münzkabinett sollte noch hinein. Die Abgüsse des Mittelalters und der Renaissance ebenso (statt des Kupferstichkabinetts). Eine ganz neue Abteilung vorderasiatischer Künste sollte eingerichtet werden. Auch in der Dekorations- und Aufstellung haben sie und da Konzessionen gemacht werden müssen, führt Bode vielsagend fort. Und die Krone setzt er seinen Ausführungen mit dem Schlußsatz auf: Und Kompromisse auch nach anderen Seiten sind ja unvermeidlich.

So kommt es denn allmählich so, daß der bekannte Leiter eines Museums in seinem eigenen Hause nicht Herr ist. Auch die weiteren Ausführungen, zu denen hier der Platz fehlt, geben noch manche seltsame Ausblicke. Doch alle Beteuerungen nützen nichts. Ein Museum, das Millionen kostet, soll etwas Wollendetes darstellen und nicht eine Ansammlung von Kompromissen sein, bei denen so hinten herum auch einiges Gute wohl noch zutage kommt. Diesen Standpunkt zu vertreten und keine Kompromisse

zu schließen, dazu sind eben die Museumsleiter da. Und wenn es nicht tut, dann nützen uns auch alle weiteren Auseinandersetzungen nichts. Und auch der Hinweis auf Amerika, das zur Anlage von neuen großartigen Museen eben sich rüstet, kann uns, die wir nur doch einmal Europäer sind, nichts geben. Und auch Herrn Bode wird das ein süßsaurer Trost sein. — es.

Kleines feuilleton.

ck. Wahnwitiger Luxus. Aus New York wird berichtet: Das vor kurzem eröffnete St. Regis-Hotel in der fünften Avenue in New York ist entschieden eine der größten Sensationen der letzten Zeit, und immer neue Wunderdinge werden davon dem Publikum erzählt. Die Bezeichnung „Hotel der Millionäre“ verdient es mit Recht. Man kann zwar schon ein Bett für eine Nacht für die Kleinigkeit von 29 M. (ohne Trinkgelder) haben, aber die Prunkräume entsprechen durchaus den Anforderungen eines Mannes, der 500 M. täglich für seine Zimmer oder 182 500 M. jährlich ohne Beköstigung zahlen kann. Rechnet man dazu die befristete Summe von 200 M. täglich für Mahlzeiten und Nebenausgaben, so kann eine einzelne Person in St. Regis bequem für 256 200 M. in einem Schaltjahr leben. Für diese Preise erhält der Gast freilich auch so manchen Luxus, den er sonst wohl nur in den Privathäusern der reichsten Millionäre finden würde. Er schläft in einem Bett aus Tulpenholz und Gold, das 40 000 M. gekostet hat; das Prachtstück ist im Stile Ludwigs XV. gefertigt, am Kopf- und Fußende reich eingelegt, und der Schläfer legt sein müdes Haupt auf ein Spitzentkissen im Werte von 1000 M. Die Empirestühle, auf die er seine Kleider wirft, kosten 2000 M. pro Stück. Sein Schlafzimmer ist aus tiberkesslichem Walnußholz vom Boden bis zur Decke getäfelte und mit Silber- und Bronzeornamenten verziert, die früher dem König von Sizilien gehörten. Empfangszimmer und Salon sind im Stile Ludwigs XIV. und XV.; das erstere hat ein Aubusson-Möblement, das eine La Fontaine'sche Fabel illustriert. Auch die Kamine sind künstlerische Schöpfungen. Die kostbaren Tapeten sind mit seltenen, französischen Stichen geschmückt, auf deren Sammlung Jahre verwendet wurden. Die Teppiche sind besonders gewebt, damit sie zu den Farben der verschiedenen Zimmer passen. Die Toilettegegenstände im Badezimmer sind aus schwerem Silber. Die Räume werden ventiliert mit frischer Luft, die aus der Nähe des großen Lustreservoirs im Centralpark durch Saugapparate geleitet wird. Diese Luft wird filtriert, geht zur Erwärmung über Heizröhren und erhält dann durch eine besondere Maschine den nötigen Feuchtigkeitsgehalt; die verbrauchte Luft wird durch Schächte und Klügelgebläse nach oben gezogen. Ein automatischer Wärmeregulator regelt die Temperatur in den Zimmern bis auf den Bruchteil eines Grades so leicht, wie das elektrische Licht ein- und ausgeschaltet wird. Die Fensterrahmen und alle Holzteile, selbst die Bilderrahmen sind feuerfest, nur Tische und Stühle nicht und der Fußboden im Schlafzimmer ist aus Zement. Der Feuermelder geht direkt zum Feuerwehroffizier, unter dessen Befehl 36 erprobte Feuerwehrente stehen. Das Essen wird frisch gehalten mit Hilfe von 52 besonderen Kühlapparaten im Keller; zum Warmhalten der Speisen dienen besondere Anrichteschränke in der Wohnung. Außer seiner eignen Bibliothek steht ihm die Bibliothek des Hotels von 2150 Bänden zur Verfügung, deren Verwaltung in den Händen eines wissenschaftlichen Bibliothekars liegt. Wenn der Gast sein Zimmer verlassen und in den Restaurant speisen will, so verläßt er seine Tür mit dem Sicherheitschloß und durchschreitet einen Korridor, dessen Wände und Fußboden mit außerordentlichem Marmor in zarten Tönungen besetzt sind. Die Tür des Aufzugs, den er benutzt, ist ein Meisterwerk der Schmiedekunst und mit feuerfestem Glas versehen. Der Speisesaal, der 350 Personen faßt, hat 260 000 M. gekostet und ist das prächtigste aller Gemächer dieses prächtigen Hotels. Die Wände sind mit reichgeädertem Marmor besetzt, die Decke gewölbt, schön gemauert und reich vergoldet, aber das Gold ist nicht grell, sondern hat einen tiefen Glanz. Die Möbel sind aus tiberkesslichem Walnußholz mit rotem Seidenbrokat. Mit der vornehmen Würde eines Marquis vom ancien régime überreicht der französische Kellner die Speisekarte, deren Preise sich auf einer dieser Umgebung angemessenen Höhe halten. Man kann von Worcester, Minton- oder Sevresporzellan speisen. Das schimmernde Tafelklein ist bestes Dubliner Fabrikat, das Essen wird von einem Kochkünstler gekocht. Zu Gesellschaften dient das Bankettzimmer, dessen Türen sind weiß, die Wände haben weiße Marmorpaneele, und sind mit Tapiserien und venetianischem Sammet in gelb und weiß behängt. Im Palmenzimmer kann man dann nach dem Essen in Lehnstühlen 10 M.-Zigarren rauchen, und wenn man fortgeht, durchfährt man große Bronzetüren, die je 80 000 M. kosten. Das St. Regis-Hotel, zu dessen Bau sieben Jahre erforderlich waren, ist achtzehn Stock hoch und enthält über 300 Zimmer. Das Gebäude allein kostete 16 000 000 M., die Möbel über 6 000 000 M. —

se. Die Ausnutzung der Distel. Auch die Distel ist nicht so ausschließlich ein unnützes Unkraut, daß es nicht Gegenden gäbe, wo es angebaut würde. Es gibt sogar ein sehr nützlich und in einer großen Industrie unentbehrliches Instrument, das seinen Namen von der Distel herleitet, weil diese ursprünglich allein zu dem fraglichen Zweck benutzt wurde. Das Instrument ist die sogenannte

Stardätsche, eine Art von Striegel, der zum Kraken oder Krempeln von Gespinnstfasern, namentlich von Linnen oder anderen Wollstoffen gebraucht wird. Stardätsche kommt von dem lateinischen Namen der Distel (Carduus), und die Distelart, deren Köpfe als Stardätschen benutzt werden, heißt daher auch Stardätschen- oder Weberdistel. Sie wird in vielen Ländern angebaut, die besten Qualitäten aber kommen aus Holland und Frankreich. Berühmt wegen ihrer Distelfelder ist die Landschaft Piège im südlichsten Frankreich, wo diese eine gewaltige Fläche bedecken. Eine Zeitlang war der Anbau etwas zurückgegangen, weil die Weberinnen sich künstlicher Stardätschen aus Metall bedienten. Man ist dabei allmählich wieder dahinter gekommen, daß die Weberdistel zum „Kardieren“ feiner Wollentstoffe doch unübertroffene Dienste leistet. Uebrigens werden die Disteln so gepflanzt, daß zwischen ihren Reihen noch Bohnen, Mäsen oder andere Gewächse gezogen werden können. Man sammelt die Köpfe, wenn die Blütenblätter abgefallen sind. Die Ernte verteilt sich auf eine geraume Zeit, da die verschiedenen Teile der Stauden nicht gleichzeitig blühen. Die Endköpfe entwickeln sich zuerst, dann schreitet die Blüte nach unten hin fort. Infolgedessen wird während der zweiten Hälfte des Juli drei- bis viermal geerntet. Die Köpfe werden mit Messern oder Sichel so abgeschnitten, daß ein Stiel von etwa 15 Zentimetern daran bleibt. Die abgeschnittenen Köpfe läßt man in einem Schuppen oder in freier Luft trocknen, wobei sie jedoch nicht zu viel Sonne haben dürfen, damit sie ihre rotgrünliche Farbe behalten. Die Disteln müssen, damit sie nicht in Fäulnis übergehen, vorsichtig an jedem Tag wenigstens einmal mit einer Holzgabel umgedreht werden. Die Distelzüchter in der Piège ziehen das Trockner trotz der damit verbundenen Mehrarbeit möglichst lange hin, weil sie glauben, daß die Distelköpfe dann geschmeidiger und haltbarer ausfallen und die Stadler nicht so leicht abbrechen. Sind die Distelköpfe genügend getrocknet, so werden sie zum Verkauf aufgespeichert, der gewöhnlich an Ort und Stelle geschieht. Die Preise sind schwankend. Heute werden die Disteln der Piège umfördert mit 140—180 Frank für den Doppelzentner bezahlt. Die männlichen Disteln werden höher bewertet als die weiblichen, die kleinsten, die sogenannten Trulupins, sind die teuersten. Zum Anbau brauchbarer Disteln gehört ein geeigneter Boden und ein passendes, nicht zu trockenes und nicht zu feuchtes Klima. —

Humoristisches.

— Das Bessere ist des Guten Feind. Frau (zu ihrem beschwipstigen Mann): „Das sind also Deine guten Vorsätze!“
Mann: „Ja schon, Weiberl, meine Vorsätze waren ja gut, aber — 's Bier war halt besser!“ —

— Immer im Geschäft. Herr: „Mein Fräulein, ich schwöre Ihnen ewige Liebe und Treue!“
Dame (Direktrice): „Danke, bin bereits damit versehen!“ —

— Aus dem Muffe einer höheren Tochter.
„Wir nahmen sodann im Wiesenbache ein Bad und trugen so teils zur Verschönerung der Landschaft, teils zur freudigen Verwunderung des Rindviehs bei.“ —

(„Meggendorfer Blätter“.)

Notizen.

— Der plattdeutsche Dichter Johann Meher ist im Alter von 76 Jahren in Kiel gestorben. —

— Die Generalversammlung des deutsch-österreichischen Scheffelbundes beschloß die Errichtung eines Scheffelmuseums in Säckingen. —

— „Abchied“, ein neues dreitägiges Drama von Richard Schott wird noch in der ersten Hälfte der laufenden Spielzeit im Stadttheater zu Düsseldorf seine Uraufführung erleben. —

— Ewen Langes „Ein Verbrecher“ hat im Wiener Jubiläumstheater großen Eindruck gemacht. —

c. Das französische Kunstbudget. Aus Paris wird berichtet: Das Budget der schönen Künste für das Jahr 1905, das jetzt der Abgeordnetenkammer vorgelegt wird, beläuft sich auf 13 983 808 Fr. Die Zentralverwaltung ist daran mit etwa 350 000 Frank beteiligt, die Akademie de France in Rom kostet jährlich 552 000 Frank, die Ecole des Beaux-Arts in Paris 419 000 Fr., das Nationalkonservatorium für Musik und Declamation 257 000 Frank, die subventionierten Theater 1 471 000 Fr., die Porzellanfabrik in Sevres 864 000 Fr., die Nationalmuseen 1 000 000 Fr., wovon 160 000 Fr. ausschließlich für die Erwerbung von Kunstwerken bestimmt sind. —

— Nach amtlichen Erhebungen sind im Departement Niederharante 300 000 Hektar Land von der Feldmausplage heimgesucht. Der von den Nagern angerichtete Schaden wird auf mehr als 8 Millionen Frank geschätzt. —

— Von der Kleinbahn. Aus dem badischen Orte Rossbach wird folgende von der Polizeibehörde erlassene Warnung mitgeteilt: „Wer fernerhin die Bahn durch Anklammern an die Puffer im Laufe hindert und aufhält, wird mit Arrest bis zu acht Tagen bestraft.“ —